

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 257.

Montag, 19. September

1932.



ABENTEUER UM BRIGITTE

Roman von Marlise Sonneborn



15. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Aber Ellen ist jung und legt Wert darauf, es zu bleiben. Ob sie sich der Gefahr aussetzen will, in absehbarer Zeit — Großmutter zu werden?

„Als Großmutter bleibt sie hoffähig. Als Gattin eines — du weißt, wie man in England die bestraft, die dein Verbrechen auf sich laden —, als Gattin eines derartigen Mannes bleibt sie es nicht!“

„Ellen will die beiden aufsuchen.“

„Verhindere das.“

„Verhindern? Was Ellen will? Wie — das?“

„Dah sie über Paris fahren. Benachrichtige ihren Schneider — den Grafen Albert.“

Goyke würgte diesen Rat der Mutter herunter. Von gillen Verehrern seiner schönen Frau würdigte er nur diesen einen des Gefühls der Eifersucht.

„Braucht sie noch die Einwilligung der Eltern?“ forschte die Greisin.

„Sie ist — glaube ich — erst neunzehn . . .“

„Das — wird am schwersten halten . . . man hat in Deutschland wenig Verständnis für solche Streiche, wie du sie machst. Mein Sohn, ein Mann wie du handelst immer ein bißchen auch für seine Nation.“

Der Duke zuckte zusammen.

Er war ein glühender Patriot. — Dies Wort der Mutter bedeutete für ihn eine harte Strafe.

Brigitte — ernstlich verletzt in ihrem reinsten Vertrauen — fühlte dennoch, daß die edelsten Grundzüge durch nichts so energisch erschüttert werden können wie durch Langweile.

Auch lockte der strahlende Sonnenschein.

Ging sie aber in den Park, so — wurde sie unfehlbar ein Opfer der reumütigen Verfolgung durch den jungen Lord.

Sie ließ Jim rufen.

„Jim, sagen Sie Ihrem Herrn, ich wolle ein bißchen spazieren gehen. Ich lasse ihn bitten, sich aus meiner Nähe zu entfernen.“

„Mister Henry“, sagte Jim traurig, unwillkürlich in die Redeweise alter Zeiten verfallend, „hat doch keine Schuld.“

Brigitte sah Jim an.

In ihren schönen grauen Augen war ein vorwurfsvoller Ausdruck — wie sehr sie in diesem Moment denen Henrys glichen!

„Ich dachte — Sie wenigstens, Jim, meinten es gut mit mir.“

„Oh, Miß Holm — gewiß; aber nicht besser als Seine Lordschafft.“

„Ich will ihn nicht sehen.“

Jim war Psychologe.

„Wenn Sie befehlen, Miß Holm — Herr Henry wird bereitwillig abreißen.“

Brigitte errötete über und über.

„Sie können gehen, Jim.“

Eine Weile später schritt sie zögernd durch den Park. Sie hoffte — sie fürchtete, Henry zu treffen. Aber er hielt sich tatsächlich zurück — und enttäuscht wandte sie sich bald, sich selbst vorredend, es sei ihr draußen bereits zu heiß — in die kühle und immer frische Bibliothek.

Dort fand sie Henry.

Verlegen standen sie sich gegenüber.

Dann streckte der junge Mann ihr die Hand entgegen.

„Ich wollte Sie nicht täuschen — in England weiß jeder, daß Henry Clifford der Sohn des Duke of Goyke ist — und als ich merkte, daß Sie es nicht wußten, da . . .“, er stockte.

Brigitte sah vor sich nieder.

Der alte Zorn kam in ihr hoch — das alte Mißtrauen.

„Sie sind — vielleicht — nicht besser als Ihr Vater.“

„Mein Vater, Brigitte, ist nicht schlecht. Er ist nur ein Sonderling. In seine Idee verrannt und eigensinnig, wie nur ein Engländer sein kann. Ich schäme mich nicht, wenn Sie mich mit ihm vergleichen. Aber ich habe Sie betrübt. Ich bitte Sie um Verzeihung.“

Halb trohend, halb verächtlich warf sie den Kopf zurück.

Aber dabei trafen ihre Blicke die seinen — und aus dem Groll wurde ein glückliches Lächeln.

Zwei junge Hände umschlossen sich mit langem Druck. Henry Clifford kämpfte sekundenlang einen schweren Kampf. Aber er bezwang sich. Er durfte die Gunst der Lage nicht ausnützen.

Hier — hier: kein Wort von Liebe.

Nun fand Brigitte es nicht mehr zu heiß draußen.

Sie suchten und fanden einen schattigen Platz auf dem Rasen.

Jim breitete Tücher aus — schaffte Sessel heran — ein Tischchen. Sofia servierte Tee und Gebäck. Man feierte ein wenig Versöhnung.

„Sagen Sie, Henry — weshalb eigentlich hält Ihr Vater mich noch immer gefangen? Er weiß doch, daß ich das Medaillon nicht bei mir habe?“

„Liebe Brigitte — die englischen Wahlen stehen vor der Tür! Als mein Vater Sie — entführen ließ, wußte

er nicht, wer Sie waren. Er wollte nur das Medaillon um jeden Preis besitzen.“

„Warum?“

„Es gleicht wohl einem alten Familienstück, an das sich eine Art Sage knüpft. Aber nun waren Sie — unglücklicherweise — nicht irgendein kleines Mädchen, sondern eine Verwandte Windermere's. Windermere ist der einzige in Betracht kommende Gegenkandidat meines Vaters in seinem Wahlbezirk. Wenn nun vor der Wahl sich herausstellt, daß mein Vater Sie hat entführen lassen und von Ihrer Entführung sind alle Zeitungen Englands und Frankreichs — und mindestens auch die Hamburger — voll —, so ist mein Vater — und damit seine Partei — für immer erledigt. Er wird auch ohnehin schwer unter der Sache leiden müssen. Ich weiß nicht, wie er vertuschen will, was er getan.“

Brigitte schüttelte nachdenklich den Kopf.

„Aber ist Ihr Vater mit seinen hohen Titeln — seinen Reichtümern — seinem Ansehen — denn nicht Mitglied des Oberhauses?“

Henry schüttelte den Kopf.

„Unsere Familie stammt aus der Bretagne — ist hauptsächlich in Wales begütert — und ihr Oberhaupt — infolge irgendwelcher verzwirelter Geseze und Traditionen — nicht ohne weiteres Mitglied des House of Lords. Unsere Vorfahren fühlten sich immer noch halb als Franzosen. Sie waren tatsächlich eng verwandt mit den Herzögen von Arles — und wären die Erben des seit einigen Jahrzehnten erloschenen Geschlechts. Aber der Zweig, der nach England ausgewiesen oder ausgewandert ist — wann, kann ich nicht sagen —, ich bin als Engländer geboren — mein Vater auch und mein Großvater ebenso. — Genug: dieser Zweig muß einmal eine große Torheit begangen haben . . .“

„Damals auch schon?“ warf Brigitte neckend und doch ein bißchen vorwurfsvoll ein.

Mit lächelndem Blick in die leuchtenden Augen seines Gegenübers fuhr Henry unbeirrt fort:

„Jedenfalls hatte er sich mit den französischen Verwandten völlig überworfen. Er wurde aus allen Erb-rechten ausgeschlossen. Darüber ist eine klare Urkunde vorhanden.“

Es geht aber aus allen möglichen Dingen hervor — Briefen, Verfügungen und was weiß ich —, daß diese Enterbung rückgängig gemacht worden ist. Doch ist es nicht ganz einwandfrei — juristisch — zu belegen. Und wie nur natürlich und richtig, verlangt der französische Staat einen ganz direkten und lückenlosen Beweis, ehe er das Erbe herausgibt. Der Prozeß geht schon dreißig Jahre. Unermüdlich sucht und forscht mein Vater nach dem Dokument, das die Wiedereinsetzung unserer Familie in ihr Erbrecht bestätigt. Eine verfloßene, weniger liebenswürdige Dame der Familie Arles soll es ganz kompliziert versteckt haben. Ich bin fest überzeugt, sie hat es vernichtet. Solch mißgünstige Personen arbeiten immer gründlich.“

Aber es gibt vielleicht doch noch eine Abschrift. Und irgendwie spielt ein Medaillon eine Rolle in der Angelegenheit. Daher auch — Ihr Aufenthalt hier. Mein Vater will nun mal den Prozeß gewinnen. Wie sich das aber alles im einzelnen verhält und zusammenfügt — davon habe ich keine Ahnung, denn die ganze Geschichte interessiert mich einfach nicht.“

„Ich finde sie fürchtbar anziehend.“

„Weil sie Ihnen nicht Kindheit und Jugend zerstört hat. All die üblen Begleiterscheinungen eines Prozesses: einen ungedulden, verstimmt Vater — Jank, Unfriede, Zerwürfisse in der Familie . . .“

„Ich denke, in guten englischen Familien jankt man sich nie?“

„Dann sind wir keine gute englische Familie! Und was heißt Jank? Es braucht sich ja nicht gerade um Ge-reis und ausgeraute Haare zu handeln. Aber als Kind und Junge leidet man vielleicht mehr unter Kälte und Spannung zwischen den Eltern, als unter regelrechtem „Kraak“.“

„Ich habe gedacht, Ihr Leben, Herr Clifford, wäre nichts als Glück gewesen“, sagte Brigitte mit weicher Stimme.

„Ich kann ja auch nicht klagen“, lächelte der andere gedankenvoll. „Da war ja Grannee, meine Großmutter. Sie hatte immer Zeit, immer Teilnahme für mich. In Grannees Zimmer bin ich eigentlich Mensch geworden — bei ihr und durch sie. Ihr gleiche ich — innerlich und äußerlich . . .“

„Ich finde“, rief Brigitte aufspringend, „diese Erbschafts- und Prozeßgeschichte ist ein bißchen romantisch. Für Sie nicht? Aber wenn man das so hört, warlich, es hat so etwas Verwünschenes und Verheßtes. — Wie eine Spukgeschichte aus einem alten Ritterstschloß. Aber, wissen Sie — Romantik paßt nicht in unsere Zeit! Ich habe Angst vor ihr, als stände sie hinter mir und wollte mir noch mehr Abenteuer bereiten. Und ich habe jetzt genug erlebt! Mich friert bei dem Gedanken. — Wollen wir nicht einen Dauerlauf machen? Immer rund um den Rasen?“

„Das kommt, weil die Sonne schon sinkt! Nach Sonnenuntergang wird es hier immer gleich so kalt! Nicht die alles andere als romantische Prozeßgeschichte macht Sie frieren.“

Sie gerieten in ein übermütiges Spiel. Brigitte war eine gewandte Läuferin — und Henry der rechte Sohn seines Vaters. Je geschickter sie ihm auszuweichen versuchte, desto hartnäckiger bestand er darauf, sie zu greifen.

Schließlich ließ Brigitte es geschehen — und nun faßten sie sich an den Händen wie ein paar übermütige Kinder und wirbelten sich im Kreise herum. Dann ließ Brigitte plötzlich los — so, daß Clifford Mühe hatte, das Gleichgewicht zu behalten. Sie lief auf das Schloß zu.

„Ich muß mich frisch machen zum Diner!“ rief sie, sich zurückwendend und eine lustige Grimasse schneidend.

Henry schüttelte den Kopf.

„Wildfang“, sagte er leise.

Die alte Lady Goyle — Grannee, wie sie, seit der kleine Henry sie so genannt, in der ganzen Familie hieß — war eine kluge Diplomatin.

Als ihre Schwiegertochter sich zu der reizvollen Fahrt zu der „Gefangenen des Duke of Goyle“ rüstete — Frau Ellen fürchtete unbestimmt, es möchte sich herausstellen, daß ihr Sohn der Gefesselte sei —, hatte sich die alte Dame in deren Gemächer eingefunden und beim Anblick des ausgebreiteten Trousseaus die Ansicht geäußert, daß der doch recht primitiv sei. Die Herzogin könne ja in Paris noch einiges dazu kaufen.

In Paris? Nein! Graf Albert erwartete sie. Goyle selbst habe ihn gebeten, sie ein wenig in Theater und Ausstellungen zu führen. Wie Grannee das finde? Ob er seine Eifersucht ablege — oder ob er etwa meine, sie, Ellen sei doch außer Kurs gesetzt und könne niemandem gefährlich werden?

Aber wenn Grannee meine, so wolle sie die Abreise auf einen etwas späteren Tag festsetzen und in London noch einige weitere Toiletten bestellen. Grannee gab ihre Ratschläge, und Ellen fand, wie so oft, die alte Schwiegermutter einfach „süß“.

Und dann kam der Morgen, an dem sie endlich zur Bahn fuhr — voller Erwartung, Freude, Abenteuerlust. Wie die alte Frau gerade dies an ihrer Schwiegertochter liebte: diese unblasierte, kindliche Genußfähigkeit und Frische — diese unverbrauchte Lebensfülle. Wenige Stunden nach seiner Frau verließ auch Goyle die Hauptstadt.

Es wurde die höchste Zeit, die ganze Sache zu quittieren. Arg genug, daß die Vorbereitungen zu diesem Akt so lange Zeit in Anspruch genommen hatten.

Immer neue Eventualitäten traten ein.

Auf irgendeine Weise war es in Londoner Gesellschaftskreisen ruchbar geworden, daß man Henry Clifford, das einzige Kind der herzoglichen Familie — auf Schloß Monplaisir — mit seiner — Schwester getroffen.

Niemand brachte dies Gerücht mit dem Verhängen der Verwandten des Lord Windermere in Zusammenhang — nicht einmal der Lord selbst.

(Fortsetzung folgt.)

Der Tunnel von Madiden.

Javanische Skizze von Kurt Masche.

"Töten Sie doch das Biest, Palmson!" sagte ich verärgert. Denn nun froh die Spinne mit ihrem unglaublich täuschenden Greifenhaup und ihren langen Beinen, die nervös den Weg abtasteten, schon über die Tischplatte. "Hier bei Euch in den Tropen weiß man nie ganz genau..."

"Ihre Anglistheit möcht ich haben," unterbrach Ingenieur Palmson leichtsin. Sorgfältig bog er eine Banknote zu einer Schaufel und berührte damit den Rüdenschilb. Der Spinnenleib kugelte sich blüßschnell zusammen und lag nun, zu einem zentimeterdicken Klumpen geballt, scheinot auf der Platte. Palmson schob ihn behutsam auf das Papier und trug ihn auf die Veranda. Vorichtig ließ er die Spinne in den Hotelgarten fallen.

"Ihre Gefühlsbuselei möcht ich haben," spottete ich, als er zurückkam. — Palmson sah mit tiefstem Blick zu mir auf. "Es ist sehr begründete Dankbarkeit," antwortete er. "Eine Spinne hat mir einmal das Leben gerettet. Ich habe seitdem keinen Grund, ein Tier unnütz zu töten."

"Verzeihen Sie meine Bemerkung", bat ich beschämt. "Aber daß eine Spinne Ihnen das Leben gerettet hat, das müssen Sie erzählen."

"Es ist nicht viel zu erzählen daran", zögerte er nachdenklich. Er nahm dabei sein Taschentuch und tupfte auf einen winzigen Blutstropfen auf der Fingerspitze. "Sehen Sie!" streckte er mir lachend den Zeigefinger entgegen. "Schattenfetzen hat dieser Abzählungsband auch. Das Tier ist beim Hinübertragen gegen die Hand gefallen und hat mich gebissen. Na, macht nichts."

"Wollen Sie die Wunde nicht lieber mit Alkohol austupfen? Ich habe mal irgendwo gelesen, auch Spinnenbisse sollen zuweilen giftig sein."

"Ach, das sind Märchen. Alkohol? Wäre ewig schade um jeden Tropfen, der statt in die Haut auf die Haut kommt."

Also die Geschichte. Sie sind ja mit der Bergbahn von Semarang nach Soerabaja gefahren, kennen also die Strecke. Erinnern Sie sich des Tunnels kurz vor Madiden? Den hatten wir für die neue Bahnlinie auszu Sprengen. Die Arbeiten gingen auch flott vorwärts. Nur gab es da einige Streitigkeiten mit eingeborenen Arbeitern. Die Hauptheber waren ins Gefängnis gewandert, andere hatten eine tüchtige Tracht Prügel bekommen. Verdammt, der Finger brennt wie verrückt. Das Biest scheint tatsächlich giftig gewesen zu sein. Ich werde doch lieber einige Tropfen Alkohol in die Wunde schütten."

"Der Finger beginnt zu schwellen. Gingen Sie nicht am besten damit zum Arzt?"

"Unfinn, wenn man hier auf Java um jeden Spinnenbiss zum Doktor laufen wollte, ach herrje! Also weiter. Paupate, ein Javaneze, sollte auf das gegebene Zeichen die elektrische Blüdung für die Sprengungen auslösen. Der Obergeringieur hatte mich gewarnt, Paupate auf seinem verantwortungsvollen Posten zu lassen. Die Javanesen sind rachsüchtig, und dieser gehörte zu denen, die 25 Hiebe über das Fell bekommen hatten. Ich war damals erst kurze Zeit in den Tropen und glaubte nicht so recht an den Ernst der Warnung. Teufel, wenn Paupates Nachsehtüchden gelungen wäre, sähe ich heute nicht mehr hier und könnte Ihnen nicht diese Spinnengeschichte zum besten geben."

Kurz vor Schichtwechsel meldete man mir eines Abends, daß im Tunnel schacht irgend etwas in Unordnung sei. Bevor ich einstieg, rief ich Paupate noch den Befehl zu, den Strom auszuschalten. Ein Hebelbruch auf den Auslöser hätte uns alle samt da unten in die Hölle gejagt. Zehn Minuten dauerte es, bis der Schaden wieder beseitigt war. Ich prüfte noch einmal die Anlage der Sprengpatronen, dann stiegen wir zu Tage. Wenige Schritte vor dem Ausgang hörte ich den Knall eines Schusses. Vor dem Maschinenhaus standen dichte Gruppen. Das erste, was ich sah, war der Revolver in der Hand des Obergeringieurs. Er hatte damit den Javanezen über den Häusen geknallt. Paupate aber ließ selbst im Todeskampf die Hand nicht vom Auslösehebel. Er hatte uns da unten alle in die Luft Sprengen wollen. Aus Rache für die erhaltene Hiebe.

Ein ganz verrückter Zufall hatte die Schandtat verhindert. Eine Spinne war zwischen die beiden Metallplättchen geraten. Ihr Körper unterbrach die Stromführung.

Verstehen Sie nun, warum ich die Spinne vorhin so „gefühllosig“ am Leben ließ?"

Der Ingenieur hatte die letzten Sätze in sonderbarer Hast und mit mühsam unterdrückter Atemnot gesprochen. In tiefem Erschrecken sah ich plötzlich, daß sein Gesicht dunkelblau unterlaufen war. Es schien geschwollen. Aber der Strich lag eine dicke Schweißschicht.

"Palmson, Mann, was ist Ihnen? Schnell, sagen Sie, wo wohnt der nächste Arzt?" Mit einem Achzen hob er die Hand auf den Tisch. Sie war zu einem riesigen Klumpen aus unförmigem Fleisch gewachsen. Die Haut schillerte in grünlichem Blau. Untervergiftung!

"Sie hatten recht", leuchtete Palmson in bitterer Ironie. Sein Atem rasselte mühsam in den Lungen. "Es gibt also doch giftige Spinnen." Er starrte mit hilflosem Blick auf die vergiftete Hand. Ich raste in die Hotelhalle und fand glücklicherweise nach kurzem Fragen einen Arzt. Als wir das Zimmer betraten, war Ingenieur Palmson schon tot.

Der goldene Bleistift.

Ein seltsames Erlebnis, erzählt von Liesbet Dill.

Vom Vater war er ihr hinterlassen, der kleine, zierliche, goldene Bleistift, den jener immer an seiner Uhrkette getragen hatte. Er war eigentlich für einen Herrenbleistift zu klein, und deshalb auch nie benutzt worden. Der Vater liebte ihn als ein Andenken an seinen auf eine sehr merkwürdige Weise verunglückten Bruder. Dieser, ein ungewöhnlicher, sehr begabter, hochmusikalischer, aber unberechenbarer und jähzorniger Mensch, hatte früher einmal zu ihrer Mutter in einer nahen Beziehung gestanden. Er pflegte zu sagen, daß er nicht für eine Ehe geschaffen sei und niemals heiraten würde. Ihre Mutter mußte ihn als junges Mädchen sehr geliebt haben, denn seit Bild stand bis zu ihrem Tode auf ihrem Schreibtisch, obwohl er sie verlassen hatte, ins Ausland ging und nie mehr etwas von sich hören ließ; er galt als verschollen. Der älteste Bruder, dem die schöne, stille Marie-Luise leid tat, heiratete sie dann; sie bekamen eine Tochter, und es war eine ruhige und harmonische Ehe geworden, über der nur ein Schatten lag: die Angst, daß eines Tages der Bruder wiedertommen und dieses Glück zerstören könnte. Aber es geschah nicht.

Eines Tages starb die Mutter sehr rasch an einer Grippe. Als sie in dem Familienbegräbnis beigelegt wurde, entdeckte man, daß in der Mauer des kleinen Mausoleums mehrere große Steine loder saßen. Der Architekt machte auf die Gefahr aufmerksam, die den Angehörigen bei Besuchen in der Kapelle begegnen konnte, man hatte die schweren, älteren Grabsteine ausgehoben und sie vorläufig an die Mauer gelehnt, die in diesen Tagen ausgeteilt werden sollte. Aber am Begräbnistag war ein Gewitter mit starken Regengüssen niedergegangen, man hatte noch nicht mit der Arbeit anfangen können und den neuen Grabstein noch nicht gesetzt.

Plötzlich traf der Bruder unangemeldet aus Ostafien ein. Er hatte unterwegs von dem Tod der Frau gehört und dem Begräbnis beiwohnen wollen, war aber infolge einer kümmerlichen Überfahrt verspätet eingetroffen und sehr unglücklich, daß er die Tote nicht mehr sehen konnte.

"Du kannst nicht einmal ins Mausoleum", sagte sein Bruder, und er erzählte von den Ausbesserungen. Der andere schwieg, er ging in großer Unruhe in dem Haus umher und stand immer wieder vor dem schönsten Bild der Verstorbenen und betrachtete es. Er verglich die Züge der Tochter mit denen der Mutter und sprach von nichts, als von dieser Frau, der einzigen, die er je geliebt habe. Es quälte ihn, daß er sie nicht mehr gesehen hatte und nicht einmal ihr Grab besuchen durfte.

Gegen Abend ging er fort. "Spazieren", sagte er. "Ich halte es in diesem öde gewordenen Hause nicht aus..." Er irrte lange zwischen den Feldern umher, plötzlich stand er vor dem Mausoleum. Er ging die Steintreppe hinunter. Die Gruft war kühl und feucht, überall standen Regenschlagen und tropfte Wasser herab. Die schweren Grabsteine lehnten an der Mauer, und am Eingang stand der neue Stein mit ihrem Namen — "Marie-Luise". Der leuchtete den einsamen Mann an, als sähe er das seine, schöne Gesicht. Er stand unbeweglich, die Hände in der Hand, vor diesem kalten, stummen Stein...

Plötzlich erklang ein dumpfes Poltern, Steine fielen. Schwer getroffen taumelte er zu Boden... Der Grabstein der Verstorbenen war auf ihn gestürzt und hatte ihn am Schädel getroffen. Er kam nicht mehr zu sich, er war sofort tot.

So fand ihn der Bruder.

Die Tochter hatte als Kind von diesem Unfall von anderen gehört. Ihr Vater sprach nie davon, und in seiner Gegenwart durfte niemand daran rühren. Sie hatte den goldenen Bleistift immer mit Ehrfurcht betrachtet als das Andenken an diesen jungverstorbenen Bruder ihres Vaters.

Eines Abends sah man bei einer Bowle im Kreis bei einem Windlicht auf der Terrasse, es war schon herbstlich, aber noch warm, man sprach von Gedankenlesen. Zur Gesellschaft gehörte ein alterer Holländer, der sich mit diesen Dingen beschäftigte und viel darüber geschrieben hatte. Er fand Gläubige und Ungläubige in der lustigen Gesellschaft.

"Machen wir einmal die Probe!" schlug ein Student vor. "Wir schreiben etwas auf, stellen Fragen, tun sie in

enen verschlossenen Briefumschlag, und Sie geben uns Antwort darauf, wenn Sie Gedankenslesen können!"

"Nachen wir die Probe!" riefen die anderen, und gleich begann alles eifrig, Fragen aufzuschreiben, die man in geschlossene Briefumschläge tat. Der Holländer nahm einen Umschlag an sich, schaute in die blaue Dämmerung der fernen Berge und verkündete dem Studenten, daß er sein Examen bestehen würde, aber nicht im Herbst, sondern erst im nächsten Frühjahr. Er sagte einer älteren Dame, daß an dem aufgeschriebenen Datum ein Diebstahl in ihrem Hause geschehen, daß der Täter aber keine Frau sei, sondern ein fremder Mann, und einer jungen Frau riet er, statt nach Spanien zu reisen, lieber zu einem Arzt in ein Sanatorium zu gehen.

Die Tochter, die sich mit Schriftstellerei befaßte, hatte einige Novellen geschrieben und sie zu einem Preisausschreiben einem Verleger eingereicht. Sie wollte wissen, ob sie damit Erfolg haben würde und mit welcher von beiden Arbeiten den größten

Bei dem raschen Schreiben war ihr der goldene Bleistift in den Umschlag gegliitten, aber sie hatte den Brief schon geschlossen. Der Holländer besüßte den Umschlag, tastete den Inhalt ab und sagte: „Mit beiden Dingen werden Sie keinen Erfolg haben, aber da ist etwas, was mich viel mehr interessiert: dieser harte, runde Gegenstand. Was ist das, und was bedeutet er?“ Er rollte ihn hin und her, dann sagte er langsam, flodend und leise: „Etwas Schreckliches hängt mit ihm zusammen... er gehörte einer Frau... Sie schütteln den Kopf? Doch — er gehörte einer Frau! Er hängt zusammen mit — Grabsteinen... und es scheint... als ob dieser Bleistift irgendwie in einem engsten Zusammenhang stand... mit drei — Toten...“ Er schaute auf und gewahrte die Blicke aller gespannt auf sich gerichtet. Das junge Mädchen, das neben der Rosenvase an der Terrassenbrüstung lehnte in seinem schimmernden, hellen Kleid, war ganz blaß geworden. Es konnte nicht sprechen, sondern nahm stumm den goldenen Bleistift aus der Hand des Holländers entgegen.

Aber mit dem Bleistift hatte sich eine Wandlung vollzogen; durch die drehende Bewegung des Holländers hatte er sich vergrößert und war länger geworden, wie sie ihn nie gesehen hatte, und auf seiner Hülle las sie eingraviert ein einziges Wort: „Dir!“ Und ein Datum, das einen Tag bezeichnete, lange vor ihrer Geburt — und vor der Heirat ihrer Mutter.

„Es gibt Gegenstände, die menschliche Eigenschaften besitzen“, wiederholte der Holländer. „Es kommt mir vor, als habe hier ein solcher an einem Menschen für ein Unrecht — oder Verbrechen — Rache geübt.“

Alle schwiegen, niemand wagte, das junge Mädchen anzusehen, das da stand wie erstarrt und stumm auf die Inschrift blickte, die es heute zum ersten Male sah und verstand...

Tiermütter.

Von Dr. F. Haugecorne-Rötn,
Direktor des Zoologischen Gartens.

Mit mehr oder weniger tiefem Verständnis wandern die Zaubersucher die Reihen der Käfige entlang. Fremdartige Tiergestalten ziehen in bunter Reihe an ihnen vorüber.

Hier und dort werden die Zuschauer länger festgehalten. Da ist irgend etwas Besonderes zu sehen: Vorführungen abgerichteter Tiere, junges Vögel oder gar ein Familienpaar — eine Tiermutter mit ihren Jungen. Da bleiben alle stehen, auch solche, die sonst für Tiere nicht viel übrig haben, und ganz besonders die Frauen und Kinder. Welche Rührung, wenn die Affin mit unbeschreiblich mütterlicher Gebärde die Jungen an sich drückt, und welcher Jubel entsteht unter den Kindern, wenn die Bärin ihren kleinen Tolpatschen „eine runterhaut“!

Genau wie bei uns! Mit großer Genugtuung wird das alles festgestellt.

Ist diese ausdrückliche Feststellung eigentlich besonders nötig, als wäre Mutterliebe nur ein menschliches Vorrecht — gerade die Fürsorge für die Nachkommenschaft, der ursprüngliche Trieb, auf den sich die Erhaltung des Lebens aufbaut?

Man meint oft, die Weibchen der einen Art seien bessere Mütter als die der anderen. Dabei ist es nichts anders, als daß die Jungen verschiedener Arten verschiedene Ansprüche an die Dauer und die Gründlichkeit der mütterlichen Pflege stellen. Die Hähne gilt als schlechte Mutter, weil sie ihre Kinderstube irgendwo an einer wenig geschützten Stelle ganz flüchtig anlegt und die Kleinen frühzeitig verläßt. Das Kanarienvogel dagegen, das für seine Jungen eine ganz versteckte, unauflösbare Nische schafft und darin ein weiches, warmes

Nest baut, das es mit der Wolle von seinem eigenen Leibe polstert, gilt als eine besonders gute Mutter. Dabei tut jede ihre Pflicht, um die Kinder, soweit es notwendig und nützlich ist, durch die erste Jugend zu bringen. Die Jungvögel sind schon bei der Geburt lebend und vollbehaart, nach wenigen Tagen können sie herumlaufen und fressen. Kanarienvögel kommen dagegen in unverhältnismäßig geringerer Größe nackt und blind zur Welt.

Auch von der Mutterliebe gibt die Natur eben jedem Wesen so viel mit, wie zur Erhaltung der Nachkommenschaft gerade nötig ist. Innerhalb der Art gibt es nur geringe Abstufungen. Daß sie aber da sind, das weiß jeder Tierzüchter. Gerade der nicht näher eingeweihte Besucher des Zoologischen Gartens fällt leicht ein allzu hartes Urteil, wenn er eine Tiermutter, die scheinbar ihre Jungen schlecht behandelt, für lieblos erklärt. Man muß sich einmal vergegenwärtigen, welche Zumutungen an die Weibchen dort gestellt werden. Das Tier ist ja oft verhindert, ganz nach seinem Fürsorgetrieb zu handeln.

Die Hirsche, die draußen im hohen Adlerfarn oder im dichten Unterholz des Waldes ihre Kälbchen ängstlich zu hüten gewöhnt sind, müssen sich im Gehege nun in aller Öffentlichkeit zeigen. Der Löwin, die sonst im Schutze des Dornbusches oder gar einer Felshöhle ihre Jungen monatelang verbirgt, schauen im Raubtierhaus Scharen von Besuchern neugierig in die Kinderstube. Die meisten Tiere gewöhnen sich überraschend schnell daran. Aber es ist kein Zeichen geringerer Mutterliebe, wenn eine Löwin, die nicht schonend genug daran gewöhnt ist, in der Aufregung darüber, daß sie ihre nächstliegende Pflicht, die Jungen zu verstecken, nicht restlos erfüllen kann, andere Pflichten vergißt, vielleicht einfach körperlich dazu unfähig wird.

Es ist ja nicht möglich, allen Tieren so viel Freiheit zu lassen wie etwa Pfauen und Perlhühnern, die auch heute noch als alte Haustierarten am besten brüten, wenn sie nur in loser Anlehnung an den Menschen irgendwo im Park ihr Nest anlegen können. Eines Tages kommen sie dann nach wochenlangem Verschwinden mit ihrer Kinderschar wieder zum Vorschein.

Um die Löwenjugend vor dem hemmungslosen mütterlichen Schutztrieb zu retten, muß der Tierpfleger gelegentlich eine Hündin zu Hilfe nehmen, der die Furcht vor der Unwesenheit des Menschen schon fremd geworden ist. Dieses Bild festelt die Teilnahme aller, die es sehen, im höchsten Maße: die Hündin als Pflegemutter junger Großkathen. So ohne weiteres besiegt allerdings der Muttertrieb der Hündin nicht das Angewohnte der neuen Pflichten. Durch vorsichtiges Umwechseln der Jungen wird sie überlistet.

Etwas weniger Vorsicht, aber viel Geduld erfordert es auch, einer Kuh oder Ziege die Pflege eines mutterlosen Hirsch- oder Antilopenkalbes zu übertragen. Einfacher, aber im Grunde doch ebenso wird der Glucke die Pflege junger Enten überantwortet. Das bekommt man ja nicht nur im Zoologischen Garten, sondern auch auf dem Geflügelhof zu sehen.

Es gibt aber auch Fälle, wo der mütterliche Trieb so stark ist, daß er sich ohne weiteres auch auf Tiere ganz anderer Arten erstreckt. Die merkwürdigsten Pflegeverhalten kommen manchmal zustande. Es erscheint fast wie Tagerlatein, wenn man gelegentlich liest, daß Hauskatten junge Ratten, Eichhörnchen, Hasen oder Marder annehmen oder daß eine Dackelhündin bereitwillig die Pflege junger Marder übernimmt. Es ist nicht etwa eine besondere Erscheinung in der Gefangenschaft, auch in der Freiheit kommt es vor, daß sich Tiere fremder Jungen annehmen, sogar solcher anderer Arten. Besonders sind es die Vogelmütter, deren Mutterliebe auch dem Locken fremder Jungen oft nicht widerstehen kann.

Scherz und Spott

Wahrscheinlich.

„Warum hat denn der Schmidtke so eine trübe Ehe?“
„Wahrscheinlich, weil er so eine glänzende Partie gemacht hat!“
(Nebelspalter.)

Russischer Humor.

Ein russischer Bauer wurde halberfroren auf der Landstraße gefunden und eiligst zu einem Arzt gebracht.

„Es ist nicht ausgeschlossen“, sagte der Arzt, „daß wir wieder Leben in ihn bringen. Zwei Mann müssen ihn halten und einer soll Brantwein in seinen Mund gießen!“

„Ach“, murmelte der Halberfrorene mit schwacher Stimme, „kann nicht ein Mann halten und zwei Brantwein gießen?“
(Politiken.)